

„Wo er uns will und braucht...“

Theologische Herausforderungen in einer sich wandelnden Kirche

Liebe Geschwister,

wie die sich wandelnde Kirche theologisch herausgefordert ist, in fünf Hinsichten werde ich das besprechen. Fünf Finger hat die Hand, das hilft beim Merken seit Schultagen. Die „Schule“ kommt nicht von ungefähr. Was wir im Moment auf Straßen und Plätzen, Foren und Parlamenten erleben, bringt uns gerade eine Menge bei über unsere Zukunft. Nur *welche* Zukunft macht da Schule? Mitten im demografischen Wandel, von analog zu digital, zu künstlicher Intelligenz. Tektonische Verschiebungen: Migrationsbewegungen weltweit. Antidemokratische Gegenströmungen, geistige Brandstiftung in diesem Land und in europäischen Nachbarländern. Und die zahlreichen jungen Menschen, die „Millenials“, die die Geduld verlieren gegenüber denen, die noch immer so harthörig sind gegen die Warnsignale einer sich erhitzenden und zunehmend vermüllten Schöpfung. Erkalte dagegen das Vertrauen der Millenials in Institutionen, wie der unsrigen. In diesen gefährdeten, aufgeregten Zeiten ist klar: „Alles wird anders“ (Bernd Ulrich). Wir wissen die Prognose zur Mitgliederentwicklung, wissen, dass wir viel zu viele Menschen verloren haben. Aber keine Prognose ist ein unabwendbares Fatum. Nur: einfach weitermachen, mancherorts bis zur Erschöpfung in den Routinen unserer kirchlichen Arbeit, geht nicht. Kirchennotstand? Das ist eine geistliche Frage noch viel mehr als eine materielle. In all den Zeichen der Gegenwart fordert uns nicht irgendeine Theologie heraus, sondern Gott selbst. Darum die erste Perspektive, der erste Finger:

1. Gott ist das Zukunftswort

Unsere Zukunft wird von Gottes Ankunft herausgefordert. Zukunft ist möglich, weil Gott wirklich kommt. Das glauben wir. Wie groß unsere Zukunftsvorhaben auch sind, Gottes Ankommen ist größer. Das gibt den Verhältnissen unserer Kirche ein entscheidendes Vorzeichen vor allen Zahlen und Plänen. Macht auch klar, wem diese Kirche gehört. Jedenfalls nicht uns. Wir können nicht damit machen, was wir wollen. Wir sind Auftragsleute aus der Zukunft, Gottes Zukunft. Daran will ich erinnern, weil wir manchmal nicht ganz frei davon sind, Routinen mehr zuzutrauen als der Frischluft des Glaubens.

Ich habe in den vergangenen Jahren unter Gemeindemenschen mehr Hoffnungshunger erlebt als die Sorge um Besitzstandsverwaltung. Allerdings scheint der *status quo* schon mancherorts verlockend, weil er ja auch den Boden unter den Füßen zu geben scheint. Vermeintlich, denn ist dieser Boden so flüssig wie Wasser, über das zunächst nur Einer laufen kann. Auf jeden Fall aber uns entgegen: Gottes Advent. Darüber verfügen wir nicht. Wir leiten es auch nicht *ein*. Wir geben Zeugnis, sagen wir: Zeichen davon. Manchmal ist das nur ein Klopfzeichen. Manchmal auch mit Pauken und Trompeten: von Chorin bis Wittstock, von Prenzlau bis Görlitz, von den Seelower Höhen bis Hoyerswerda, von der Prignitz bis in den Spreewald – und auch in Berlin. Auch da ist Gottes Ankunft zu finden.

Nirgendwo können wir uns jetzt Adventsvergessenheit leisten. Gott mutet uns jetzt zu, mit leichterem Gepäck zu reisen. Manchmal kommt sogar statt einer Reform eine Revolution dabei heraus. In besonderen Fällen ist es eine friedliche. Wir haben das erlebt. Das prägt nachhaltig in den Gemeinden. Wir haben in den letzten dreißig Jahren auch Zeichen gegeben, wie Ost und West zusammenkommen, selbst da, wo es politisch vielleicht misslungen ist. Aber unser Zusammenhalt ist kein Sofa, auf dem wir ausruhen. Wir haben ehrlich anzusagen, wo auch unsichtbare Grenzen unter uns verlaufen, Stadt und Land etwa, jung und älter, ehrenamtlich und beruflich? Da gibt es noch mehr. Wir sind mit unseren Zielen, Vorhaben, vor allem mit unseren Grenzen nicht allein. Gott kommt und braucht uns. Darum der zweite Finger:

2. Jesus Christus das Wort geben

Das ist unsere Hauptaufgabe. Und sind dabei die ersten, die zuhören. Hoffentlich mehr als das. Vom Hören ins Tun, nicht als kleiner exklusiver Club, sondern mit den Nachbarn um uns herum. Die sind nämlich da! Bitte klingeln! Jesus das Wort geben, indem wir Schulterchluss suchen mit den ökumenischen, den interreligiösen Geschwistern und überall dort, wo Menschen sich gegenseitig zur Hilfe werden. Jesus das Wort geben, macht uns achtsamer: Nicht *wir* kennen die besten Wege zu Gott, Gott kennt die besten Wege zu unseren Nachbarn. So entstehen Räume des Vertrauens, buchstäblich und atmosphärisch. Das macht unsere Kirche aus. Wie wichtig solche Vertrauensräume sind, haben Etliche unter Ihnen gerade vor 1989 erlebt. Allerdings: Vertrauensräume wurden durch Geschwister auch gefährdet. Ich sehe es als die Aufgabe, diese Räume des Vertrauens neu verlässlich zu machen. Nur: die Vertrauensräume in Stein, Räume Gottes, landauf landabwärts, das darf uns als Erbe nicht erdrücken. Bevor das geschieht, suchen wir gemeinsam Wege, um besonnen und beherzt loszulassen. Die Sorge um Steine darf uns nicht abhalten von unserem eigentlichen Sorge-Auftrag, niemanden weder seelisch noch leiblich verhungern lassen; darf uns nicht davon abhalten, die Trauernden zu trösten, Tische zu decken und Stühle dazuzustellen, wo immer sich Gelegenheit bietet und den feindlich Gesinnten Versöhnung anzubieten. Das sind Kennzeichen des wirklichen Menschen Jesus. Es sind darum auch die Kennzeichen unserer Menschlichkeit: Gütekraft statt Gewalt. Die dritte Perspektive.

3. Gottes Geist mischt mit und weht in bunt

Einmischung bringt Gewohntes aus dem Trott, unterbricht, was selbstverständlich scheint. Trauen wir das der Geistkraft Gottes zu? Schauen wir über unseren Tellerrand. Da sehen wir Geistesgegenwärtigkeiten in anderen Kirchen - ohne staatsanaloge Kirchentraditionen. In unseren Partnerkirchen, von anglikanisch bis afrikanisch und asiatisch. Da lässt sich in mancher Hinsicht in die Schule gehen. Aber so weit muss ich gar nicht ausschweifen für den lernenden Blick. Auch in der EKBO sind Kooperationen mit freien, vielleicht auch stärker geistbetonten Gemeinschaften praktikierbar. Werden schon praktiziert, vertrauensvoll, pragmatisch und wirksam, weil man eine gemeinsame Aufgabe im Kiez hat etwa. Klar, so sehr der Heilige Geist uns gewinnen will, wird uns auch zugemutet, aus dieser gewinnenden Geistkraft heraus die Geister zu *unterscheiden*. Wir dürfen es nicht jeder und jedem Recht machen. Gottes Geist mischt mit, damit wir keine angepasste Kirche werden. Die Pfarrerin, die sich in ihren Dörfern mutig in den Wind stellt, weil sie die Parolen unter der Gürtellinie nicht mehr erträgt; sie mag das erleben, was jüngst auch etliche Bürgermeister von Ortschaften heftig anzeigen – der wachsenden Lust an Angriffen ausgesetzt zu sein. Bürgermeister und Pfarrerin brauchen also beide diesen unterscheidenden Geist. Der wird allen helfen, sich zu *entscheiden*. Um dann auch entschieden mit kommunalen, zivilgesellschaftlichen Kräften Stehvermögen zu beweisen. Entschieden bunt und vielfältig. Damit kein Gemeinde- oder Ortskirchenrat, kein Pfarrer, keine Diakonin allein im Wind steht, sondern den langen Atem des Heiligen Geistes spürt durch Unterstützer und Allianzen.

Gottes Geistkraft hilft uns, statt einer tagespolitisch besserwissenden, eine bittende Kirche zu werden. Besonnen zu erbitten, zu erbeten, was wir brauchen für die Arbeit, gute Beziehungsmenschen zu werden. Und das bitte-Sagen, dein Reich komme, befreit uns von der Überlast auf unseren Schultern, die Welt zu retten, bewahrt vor Atemlosigkeit. Diese Bitte darf in unserer Arbeit nicht ortlos bleiben. Das Gebet für das Dorf, für die Stadt, wird zum Tun, zum *doing* für Dorf und Kiez. Hier kommt Gottesdienst zu seinem Eigentlichen und wird zur beGEIS-Terten Suche nach Partnern in den Landkreisen und Stadtgebieten. Weil wir nicht uns selbst dienen, sondern dem Viertel, ob nun im Neubaugebiet mit „Kirche und Stadtentwicklung“ oder mit „Drei in einem“ in Neukölln. Wir brauchen die sozialen, wirtschaftlichen und zivilen Partner,

um unser Eigenes zu verfolgen: Gemeinden zu werden, die glaubwürdig und handfest zum Leben helfen, gerade denen, die nicht nur „vor Gott wandeln“, sondern schon ziemlich lang ohne Gott wandeln. Die das aber wohl ganz gut aushalten, auch wenn sie nicht gänzlich sorgenfrei sind. Wir haben den Auftrag, uns nicht um uns selbst zu sorgen, sondern sorgende Gemeinden zu werden. Die *caring community* bloß nicht allein bauen wollen, sondern mit Partnern und nur dann wenn unser echtes Interesse für das Viertel, für das Dorf sie gewinnt. Jetzt ist Gelegenheit zum Ausprobieren von verschiedenen Modellen, um neue Keimzellen von Gemeinde zu bauen – durch den evangelischen Kindergarten, durch ein inklusives Familienzentrum oder Nachbarschaftshaus, ob mittels einer Dorfbibliotheksinitiative oder eines barrierefreien *co-working-space-Angebots*. Oder ob es die Mitarbeit an einer digital vernetzten Kommune ist, wie beim smart village in Bad Belzig. Neue Initiativen brauchen Raum. Wenn der aber vollgestellt ist, muss er aufgeräumt werden. Also lassen, was zu lassen ist. Abschied vom flächendeckenden Netz, aber öffentlich und relevant bleiben an den Orten, die Resonanz geben. Freimütig beenden, was jetzt noch hinter Mauern stattfindet und nicht mehr wirklich nachgefragt wird, das ist nicht nur eine technisch-praktische Frage nach Maßnahmen, das ist vielmehr eine Führungsfrage durch den Wandel hindurch. Ich werde mich da gern in die Kontroversen einbringen, mit ringen und zu überzeugen versuchen. Die Hindernisse und Barrieren in solchen Prozessen abzubauen, das beginnt bei neuen Einsichten und errungenen Erkenntnissen. Ich habe gelernt, ob nun in Mahlow oder im Prenzlauer Berg: Wenn wir keine neuen Keimzellen bauen, werden uns bald nur noch wenige Menschen finden. Von wegen: „Wer uns findet, findet uns gut.“ Für diese Haltung ist keine Zeit mehr. Eine brauchbare Kirche für Jesus und für die Menschen werden wir vor allem als sorgende Gemeinden als bildende und helfende, diakonische Kirche. Genau dort will und braucht uns Gott, wie es das so seit 30 Jahren gesungene Lied auf den Punkt bringt: Wo er uns will und braucht. Zeit also, dafür noch klarer auf unsere diakonische Zwillingsschwester zuzugehen.

Wer soll das machen, so konzentriert und kooperativ arbeiten, so radikal gastfrei und beherzt mitmischen im kontroversen Stadtgespräch?

Die geistliche Leitung schaut vor allem die Mitarbeitenden an, die ehrenamtlichen und beruflichen. Hier investieren. Hier die kleiner werdende Zahl von Anfang an gut ausstatten mit fachlicher, fortbildender, geistlicher Begleitung, sie befähigen zum gegenseitigen *empowerment* statt Konkurrenz, zum Aufgabenbegrenzen einerseits und Verantwortung und Rollen klarer zuschreiben andererseits. Meine Vision ist: Mit dem Sog der guten Ideen arbeiten, statt mit Druck und Durchsetzung, von einer Kultur der Anordnung zu einer der Inspiration und Motivation. Professionsübergreifendes Arbeiten anreizen in gleichrangigen multiprofessionellen Teams mit den Freiwilligen, Ehrenamtlichen. Darin die Lasten, auch die der Leitung, besser verteilen. Keine einzelne Profession darf überfordert oder überhöht werden. Damit sich das Tun nicht entleert. Sinnvoll entlastet von der Administration, damit sie das Eigenes ihrer Profession machen können. Vieles davon lag schon einmal bei einer Berufe-Reform vor 40 Jahren auf dem Tisch. Damals wusste man: erneuerte Berufe erneuern die Organisation um der Aufgabe willen. Die Professionen diakonisch-gemeindepädagogisch, verkündigend und gemeindeführend, *vor allem bezogen aufeinander* neu aufzustellen, das ist dran. Diesmal wird es mehr als eine Berufsreform. Den Quer-/ Seiten- und Späteinsteigern müssen wir die Türen weit öffnen, denn ihre Perspektiven rütteln das Gewohnte durch. Wir brauchen Querläufer. Darum, vierter Finger:

4. Nur Mut

Nichts sollte bloß um des Erhalts wegen bestehen und bleiben. Wer sich einbringt, ehrenamtlich und beruflich, weiß am besten aus der Praxis, was praktisch gebraucht wird, braucht kein top down. Die *mutigen Veränderungsagenten im Organisieren* des Wandels in den Kirchenkreisen und Gemeinden sind da - brauchen so wenig Vorgaben wie möglich und nur so viel *Kontrolle* wie unbedingt nötig. Wir dürfen auch in dieser Hinsicht weniger Sorgen haben. Und so wenig wie möglich Sorge um das Institutionelle. Viel wichtiger ist doch, mutig neu denken, was eigentlich für uns „Dabeisein“ heißt – jenseits des immer noch einlinigen bisherigen Formats von Mitgliedschaft in der Kirche. Wie mit denen in Kontakt bleiben, die pausieren wollen, wie die dazugehörigen Engagierten „zählen“. Habt Mut! Für eine Vielfalt von Wegen und für vielfältig Bewegte in dieser Organisation, die sich nun einmal wirklich erheblich weniger um sich selbst drehen darf. Und ich gehe weiter zum fünften Finger. Der kleinste. Steht ja schon in der Bibel, dass es auf die Kleinsten ankommt.

5. Weitergehen? Weiter gehen!

Als ich vor 30 Jahren an einem besonderen Tag im waschküchenartigen Novembernebel mit großer Schwester und kleinem Bruder so nah an einem deutsch-deutschen Grenzübergang stand wie nie zuvor in meinem Leben, als ich benommen vom Augenblick für eine zögerliche Sekunde nicht wusste, wo und wie lang, da machte ein uniformierter Mann wegen der schiebenden Massen von hinten den Mund und rief: „Weitergehn!“ Etwas ruppig. War ja auch für ihn alles ungewohnt. Merkte man! Weitergehn an der Grenze, über die Grenze hinüber. Weitergehen! Ein Wort wie eine gute Nachricht, damals, die beste für den Tag und darüber hinaus. Mit Grenzerfahrungen kennen sich viele von Ihnen aus, wo relevante Entscheidungen zu treffen sind, wenn sich was bewegen soll. Denn wir können uns *nicht nicht* bewegen. Gott braucht - 30 nach 89 - Grenzgänger. Vielleicht machen wir Fehler. Der größte Fehler aber wäre, würden wir den Rückzug verwalten und uns einrichteten im Schrumpfmodus. Glaube im Gehen, das wird schon längst getan in der landeskirchlichen so stark nachgefragten spirituellen Arbeit, vor der ich großen Respekt habe. Glaube im Gehen, nicht nur auf Zisterzienserspuren, auf Bernhardspfad oder Jakobsweg, zu Fuß oder per Rad. Der Weg ist biblisches Kernbild der Spiritualität. Umwege und Kreuzwege eingeschlossen. In Bewegung sind unsere Gemeinden und Gemeinschaften auf dem richtigen Weg. Geh weiter, wanderndes Gottesvolk! Komm in Bewegung Konsistorium: Gib gute Bedingungen für die spirituelle Suche der jungen erwachsenen Generation außerhalb der Kirchenhäuser, gib Wege frei für Formate, die wirklich gebraucht werden von allen, deren Lebensrhythmen alles andere als traditionell sind. Lasst also die Suchenden selbstbestimmt finden, was sie brauchen, ob nun Refo- oder Kreuzberg- oder, oder. Wohl denen, die da wandeln mutig zum (Aus)schwärmen, Netzwerken, Keimzellenbilden.

Es wird Menschen zugutekommen. Vor allem aber kommt so Gott - an. Ich mach` schon mal die Fenster auf.

Christina-Maria Bammel